

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 29

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Computer sind – dumm

Zu dieser Überzeugung kam ich im Verlauf des vergangenen Jahres. Vor Jahresfrist nämlich schickte ich einer bekannten, angesehenen Institution Ausweis und sämtliche Unterlagen meines verstorbenen Mannes zurück.

Von Suzanne Geiger

Man antwortete mir umgehend, bedankte sich, bedauerte und wünschte mir alles Gute für die Zukunft.

So weit, so gut. Ich glaubte alles in bester, erledigter Ordnung. Nach Ablauf von zwei Monaten zog ich aus dem Briefkasten einen an meinen Mann adressierten Brief der Institution. Mit grossem

Erstaunen stelle man fest, dass er nicht auf der Mitgliederliste figurierte, somit die ungeahnten Vorteile, die man zu bieten habe, nicht geniessen könne.

Ich schickte den Brief mit einem entsprechenden Vermerk zurück.

Zwei Monate später lag derselbe Brief im Briefkasten. Ich refüsierte, klebte eine Marke auf, lief zur Post. Das Schreiben kam ein drittes Mal.

Dann näherte sich der Geburtstag meines Mannes – und was kam? Ein Brief: «Liebes Geburtstagskind», schrieb der Computer, «wir wünschen Ihnen viel Glück zum Geburtstag und freuen uns, Ihnen als Geburts-

tagsgeschenk – wenn Sie unserer Institution beitreten – ein echt ledernes Portemonnaie für gehobene Ansprüche zu überreichen.»

Jetzt langte es mir. Ich setzte mich an die Schreibmaschine, solange mein Zorn anhielt, legte wahrheitsgetreu und rückhaltlos dar, was ich von der Institution beziehungsweise ihrem Computer hielt. Ich schloss mit der Aufforderung, das Portemonnaie ruhig an meine Adresse zu schicken, da ich es mehr als verdient hätte für all die Mühe und den Ärger.

Das Portemonnaie traf postwendend ein. Der Sendung lag ein höflicher Brief bei, der um Entschuldigung bat und alles

Gute für die Zukunft wünschte.

Das Portemonnaie ist wunderschön, schmiegsam, vornehm – ich habe noch nie eine so schöne Börse für gehobene Ansprüche besessen. Ich nahm sie gleich freudig in Gebrauch und änderte schlagartig meine Meinung über Computer, fand sie eigentlich höflich, grosszügig, ja – menschlich!

PS: Was glauben Sie, was ich heute im Briefkasten fand? Die Institution lädt meinen Mann zum Beitritt ein und offeriert ihm als Begrüssungsgeschenk ein echt ledernes Portemonnaie für gehobene Ansprüche – mit seinen Initialen! Jetzt gebe ich auf.

Wozu gibt es Papierkörbe? Hat nicht schon Schiller gesagt: «Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens»? – Und Computersind dumm!



Eine völlig neue Situation

Das junge Mädchen in der Bahnhofshalle steuerte direkt auf mich zu, ein Ausweichen war unmöglich. «Sie», fragte eine helle Stimme, «haben Sie vielleicht einen Franken für mich?» Erstaunt sah ich an der Bittstellerin hinunter. Sie hatte ein frisches Gesicht und war gekleidet wie viele Mädchen ihres Alters: schwarze Jacke, schwarze, knöchelfreie Hosen, flache Schuhe. Nichts Extremes, nichts Verwahrlostes.

«Muss es denn genau ein Frankenstück sein?» fragte ich, um Zeit zu gewinnen. Ob sie Kleingeld für einen Automaten brauchte? Sie schien meine Gedanken erraten zu haben. «Wissen Sie, ich meine, ob sie mir den Franken schenken könnten.» Die braunen Augen blickten zweifelnd und zugleich hoffnungsvoll zu mir auf.

«Haben Sie kein Geld?» entschöpfte es mir. Sie schüttelte traurig den Kopf. «Nein, ich habe kein Geld. Viele andere haben auch kein Geld», setzte sie entschuldigend hinzu. «Ich weiss», murmelte ich verlegen und öffnete mein Portemonnaie, wo neben einigen Münzen ein Zweifränkler ruhte. «Da!» Erleichtert lächelnd hielt sie die Hand hin. «Danke vielmals!»

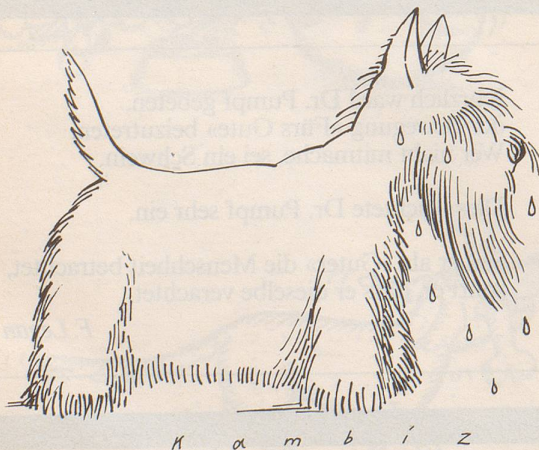
Ein paar Schritte weiter blieb sie stehen, um sich das Geldstück näher zu besehen. «Oh, danke vielmals!» rief sie mir freudestrahlend nach. Dann war sie weg, untergetaucht im feierabendlichen Menschengewühl.

Im Ausland hatte ich schon Bettler angetroffen: den Clochard an der Notre-Dame von Paris, die Zigeunerin am Bahnhof von Florenz. Aber in der reichen Schweiz?

An den darauffolgenden Tagen ertappte ich mich hin und wieder beim Gedanken an diese Episode. Ich hätte mit dem jungen Mädchen über seine Lage reden sollen, dachte ich. Spätestens, nachdem sie mir erklärt hatte, viele hätten kein Geld. Statt dessen hatte ich sie mit dem Doppelten dessen, was sie erbat, abgespeist und war meines Weges gegangen. Im Jahr der Jugend hatte ich eine Gelegenheit verpasst, einem jungen Menschen zuzuhören. Es war eben eine völlig neue Situation gewesen. *Annemarie A.*

Die Eierfrau

Seit Jahren kommt sie einmal wöchentlich zu uns, wie zu alten Zeiten. Sie wohnt abseits unserer Stadt auf dem Lande. Grosse und vor allem frische Eier bringt sie uns franko Haus. Einige Rappen teurer als beim Grossverteiler, aber die Differenz ist tragbar. Zum Eierhandel über die Tür-



h a m b i z

schwelle gehört ein kleiner Schwatz, in dem sie stets ihr Federvieh rühmt und auch deutlich auf die Bodenhaltung hinweist. Als Tierfreunde fühlen wir uns dadurch besonders angesprochen. Die Eierfrau erzählt auch von ihrem Enkel, der bei ihr wohnt.

Als die gute Fee eines Tages ausblieb, plante ich eine Wanderrung mit meinen beiden Grosskindern, um einerseits ihnen eine Abwechslung zu bieten und andererseits die gewünschte Menge Eier zu holen.

Ich machte mich auf den Weg, wie er mir einmal beschrieben worden war, und suchte den Bauernhof. Ich fand mich gut zurecht. Vor dem Haus stand, leicht erstaunt ob unseres Besuches, ein Dreikäsehoch: der Enkel unserer Eierfrau. Ich fragte ihn nach seinem Grosi und ob er meinen kleinen Begleitern aus der Stadt die Hühner zeigen würde. Halb lächelnd, aber mit voller Überzeugungskraft antwortete mir der Knirps: «Jäää – mir händ doch keini Hühner!» Ich verstand die Welt nicht mehr. Diese Erklärung warf mich fast um. Da fügte der Knabe bei: «De Eier-Burri bringt im Grosi d'Eier mit em Auto us der Stadt.»

Inzwischen war das Grosi hinter dem Haus aufgetaucht, ohne ein Anzeichen der Verlegenheit zu zeigen. Damit der Abstecher aufs Land nicht ganz umsonst gewesen war, durfte ich mich im Keller aus einem grösseren Vorrat von Burri-Eiern eindecken. Der Ausflug war für mich dennoch ein Erlebnis, und meine enttäuschten Enkel tröstete ich, indem ich ihnen für den nächsten Sonntag einen Zoobesuch versprach.

Chlärli

«Sehr geehrte Aktionäre» ...

... stand auf Täfelchen auf allen Tischen an der Generalversammlung eines sehr grossen Unternehmens, «wir ersuchen Sie höflich, während der Generalversammlung das Rauchen zu unterlassen. Wir danken Ihnen für Ihr Verständnis.»

Und das Unerwartete geschah: von den über tausend Anwesenden rauchte kein einziger. – Es waren gar keine Aschenbecher auf den Tischen.

Am nächsten Tag wieder eine Generalversammlung. Diesmal vom Roten Kreuz. Die Tische waren bereits gedeckt, auf allen standen reichlich Aschenbecher.

Wir waren angetreten, um die Tische mit Blumenschmuck zu versehen. Da stach mich der

Hafer. Ich räumte kurzerhand sämtliche Aschenbecher weg. Schliesslich sollte eine Organisation wie das Rote Kreuz auch für die Gesundheit ihrer Mitglieder sorgen; da gehört gute Luft und Nichtraucher dazu ... Siehe da: Bis auf zwei, drei Unentwegte, die sich Aschenbecher holten, rauchte niemand. Wären die Aschenbecher, als stille Einladung zum Rauchen, auf den Tischen geblieben, wäre bestimmt viel geraucht und die Luft an diesem schönen Sommerabend verpestet worden.

Ich warte immer noch auf die Rechnung für Brandlöcher in den Tischtüchern des Lokals!

Hedy Gerber-Schwarz

Recht auf Muttersein

Wir haben sie hinter uns, die Abstimmung «Recht auf Leben» – aber nicht die Probleme! Dabei scheint mir das kleinste Problem die Frage, wann das Leben beginnt: mit der Befruchtung oder bei der Geburt? Ich gehöre einer Schule an, die im Gegensatz zur «Befruchtungstheorie» lehrt, dass der Geist des Menschen in dem Moment in den Körper des Neugeborenen eintritt, da das Kind den ersten Schrei ausstösst. Weder das eine noch das andere ist wissenschaftlich nachweisbar. Es dürfte einem Neugeborenen auch gleich sein, welcher Theorie seine Mutter zuneigt, wenn es an der Mutterbrust seine Nahrung erhält, wenn Liebe, Fürsorge, Geborgenheit zu seinem Gedeihen beitragen. Warum also kämpft man nicht um das Recht auf Muttersein? Das ist des Pudels Kern: Wenn ein Mädchen weiss, «wenn sie isst und trinkt, so füttert sie zwei ...», wenn es alleingelassen ist, auf sich selbst angewiesen, bedroht von Ablehnung, ohne Partner, ohne Hilfe, in Gefahr, die Existenz zu verlieren. Wohl liegt es nicht in unserer Hand, die Zukunft von Nachkommen mit Sicherheit zu lenken, und viele aus guten Verhältnissen verlieren später den Boden unter den Füssen. Aber eine Alleingelassene sieht nur schwarz, sie hört auf viele Ratschläge – und befolgt dann meist den falschen.

Nie vergesse ich die Tränen jener frischentbundenen Wöchnerin, die das Neugeborene nicht ein einziges Mal auf den Arm nehmen durfte. Sie hatte das Kind Fremden vertraglich abgetreten, und sobald sie es hätte sehen dürfen, hätte sie ihren Entschluss bereut. Jahre vorher gab es im Haus, wo wir in meiner Jugend wohnten, Geflüster. Das Dienstmädchen im obern Stock

sei von einem «Ferienaufenthalt» in Genf nicht zurückgekehrt, weil es unerwartet gestorben sei. Der Kaminfeger sei schuld. Was der damit zu tun hatte, erfuhr ich nicht, denn ich war noch ein Schulkind, mit dem man über «solches» nicht sprach.

Das sind nicht die einzigen Tragödien, die sich auf diesem Gebiet abspielen, denn die Pille ist kein Allheilmittel.

Gibt es wirklich keinen Weg, solchen Müttern ihre Sorgen abzunehmen, damit sie unbeschwert dem Verdienst für sich und das Kleine nachgehen könnten, wobei ihre Menschenwürde bewahrt bliebe?

Warum baut man komfortable Altersghettos, deren Insassen ergeben ihrem letzten Stündlein entgegendämmern, weil nach ihren verbliebenen Kräften keine Nachfrage besteht? Könnte man nicht «Mehrzweckbauten» erstellen, mit Wohnungen für Alte und Junge sowie mit einer kleinen Drogen-Rehabilitationsstation? Wäre es nicht denkbar, einige Menschen aus diesen Gruppen zu veranlassen, Kinder zu hüten, Handreichungen zu machen, andern Hilfe zu leisten, wenn eine geeignete Leitung die Bewohner miteinander bekannt machte? Die frustrierten Gruppen könnten segensreiche Erfahrungen machen, und die Mütter wüssten die Kleinen wohlbehütet.

Und noch etwas: Es scheint mir höchste Zeit, einmal über den Sinn unseres Lebens nachzudenken, anstatt Gene zu manipulieren und Theorien aufzustellen, mit denen man nichts anfangen kann und mit denen man niemandem hilft. Wer versucht, sich auch im Christentum mit dem Gedanken der Wiedergeburt und des Karmas auseinanderzusetzen, bekommt eine Einstellung, in der weder «potentieller Mord» noch Fristenlösung ein Thema ist.

Ruth Meyner

Ein Kränzchen für die SBB

Vor einiger Zeit fand in Basel ein Konzert statt, das ich voller Freude besuchte. Die Darbietung dauerte bis 23 Uhr. Wie das so geht, vergass ich vollkommen, auf die Uhr zu schauen.

Am Bahnhof erwischte ich gerade noch den letzten Zug Richtung Olten. Eine Stunde später war ich dort. Beim Studium des Fahrplans sah ich sofort, dass ich weder Bus noch Eisenbahn nach Langenthal hatte. Also ging ich zum Bahnhofvorstand und fragte ihn nach Reisemöglichkeiten. Fünf Minuten später erhielt ich den Bescheid, dass ich mit dem nächsten Postzug nach Langenthal gelangen könne. Ich war natürlich froh, das Taxigeld zu sparen. Also nahm ich neben dem Lokiführer Platz und liess mich nach Hause fahren. – Kundendienst der SBB.

Vielen Dank! Margrit Schwarz

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Negatives Vorbild

(Echo Nebenspalter Nr. 24)

Liebe Elisabeth

In diesem Fall sind wir uns ja einig! Ich meine nämlich auch: C'est le ton qui fait la musique. Um diesen Ton geht es mir ja gerade, nur dass mich derjenige der Lehrerin unmenschlich dünkt. Ich habe es zuerst nämlich mit Freundlichkeit und Wohlwollen versucht, aber ihr Ton hat mich verletzt. Und wie man in den Wald ruft, so tönt's halt – meistens – heraus! Deshalb meine zugegeben ziemlich bittere Reaktion. Zudem ist es für mich ein riesiger Unterschied, ob eine Lehrkraft wegen ihrer Kleidung angegriffen

wird oder wegen ihres Umgangs-tons! Wer ist da also nun das Freiwillige? Kinder oder Lehrer? Haben Sie zur Kenntnis genommen, dass ich zu letzteren gehöre und mir somit dieses Problem gar nicht fremd ist? Meine Kollegin hat mir zuerst auch leid getan, und ich habe mich gefragt, warum sie so geworden ist. Ich finde aber, dass gerade Kinder ein Recht auf einen wohlwollenden, liebenswürdigen Umgangston haben, denn sie orientieren sich doch an Vorbildern. Das dünkt mich ja so schlimm, dass diese Stellvertreterin ein so negatives Vorbild war! Deshalb drängte es mich, den ich, den Artikel zu schreiben.

Herzlichst Ihre Susann